

Frankfurter Allgemeine Zeitung 23.4.2004

Früher begann der Tag mit einer Polka

Michael Schorr erfindet den ostdeutschen Heimatfilm: "Schultze gets the Blues"

"Wo Luther fror" steht auf einer Gedenktafel bei Unterrißdorf zwischen Halle und Eisleben. Darunter ist ein Brief von 1546 zitiert, in dem sich der Reformator, unterwegs, um einen Streit der Mansfelder Grafen zu schlichten, bei seiner Frau über die kälteste Stelle seiner Reise beschwert. Seither ist hier nichts weiter Denkwürdiges passiert. In der DDR-Zeit wurden im Mansfelder Land Kupfer und Kali abgebaut, dann starben die Gruben, die Halden blieben. Langsam wachsen sie zu.

In einem Kalibergwerk bei Eisleben beginnt Michael Schorrs Film "Schultze gets the Blues". Man sieht einen Bohrkopf, der Erdschichten abfräst, dann steht er still. Auf einem verdreckten Herd ruht ein Topf mit Würstchen, daneben ein Wasserkocher. Für Schultze (Horst Krause) und seine Kumpels Jürgen und Manfred war es die letzte Schicht, heute beginnt ihr Rentnerleben. Zum Abschied bekommt jeder einen rosa Leuchtstein geschenkt. Die drei starren auf die Steine, schweigend. Am Abend sitzen sie an ihrem Stammtisch und schweigen weiter. Dann sagt Schultze: "Ich fahr' da nicht hin." Er meint Amerika.

"Schultze gets the Blues" ist die Geburt des ostdeutschen Heimatfilms aus dem Geist der Landschafts- und Industriefotografie. Das Genre war längst an der Zeit, aber in Filmen wie "Stilles Land" oder "Verlorene Landschaft" oder Thomas Heises Dokumentation "Vaterland" wurde sein emotionaler Kern, die Liebe zur Provinz, immer wieder abgeschnürt, als dürfe das nicht sein: daß jemand eine Gegend liebt wie ein Mann eine Frau, mit der er alt werden will, unbekümmert um ihre Fehler und Falten. Schultze übrigens ist Junggeselle, und wenn er in seinem Garten vor der Abraumhalde sitzt und eine Bierflasche aufmacht, wirkt er tatsächlich mit der Landschaft verheiratet, ganz anders als seine Kumpels, die mit ihren Ehefrauen in Dreizimmerwohnungen hausen und auf die Nachbarn schimpfen. In dem Altersheim, in dem seine Mutter ihrem Ende entgegendämmert, lernt Schultze eine lebenslustige Pensionärin kennen, die ihn mit Whisky bewirtet, aber schon beim nächsten Besuch ist die Seelenfreundin tot, und für die attraktive Kellnerin Lisa (Wilhelmine Horschig) ist Schultze einfach zu dick. Anstelle ihres Herzens schenkt sie ihm ein Buch, einen Prachtband über die Geschichte des Blues. Und Schultze beginnt zu lesen.

Am erstaunlichsten an diesem Film ist wohl, daß sein Regisseur Michael Schorr aus Rheinland-Pfalz stammt, ein Dokumentarist; "Fisch Meer Blues", "Leben 1,2,3" und "ferner liefern" lauten die Titel seiner Arbeiten. Aber vielleicht ist es auch wieder nicht so erstaunlich, denn das Heimatgefühl des Ostens muß ja erst wieder ausgegraben werden unter den Schlacken der DDR-Nostalgie, und womöglich kann ein fremdes, westliches Auge seine Konturen genauer ausmachen als der Blick aus der Nähe. Aus dem Westen hat Schorr auch Horst Krause mitgebracht, der schon vor elf Jahren in Detlev Bucks "Wir können auch anders" mit dabei war, dem ersten Versuch, den deutsch-deutschen Mißverständnissen so etwas wie eine Geschichte zu geben. Krause spielt Schultze wie eine deutsche Sagengestalt - ein wortkarger, täppischer, beliebter Riese, der vor jedermann seinen Hut lüftet und sein Akkordeon wie eine Ritterrüstung vor sich herträgt. Irgendwo tief drinnen steckt auch in Schultze ein romantischer Held, ein Grüner Heinrich oder blonder Eckbert, und wo seine Vorfahren die blaue Blume suchten und fanden, da findet Schultze heute den Blues.

Aber erst muß der Blues ihn finden. Eines Abends dreht Schultze gelangweilt am Radioknopf, und was er dann vernimmt, ist für ihn so umstürzend neu, daß er den Apparat erst einmal rasch wieder abstellt. Aber dann schaltet er doch wieder ein, um dem Cajun-Sound des amerikanischen Südens zu lauschen, und fortan übt er unermüdlich auf seiner Quetschkommode, bis er die Zydeco-Nummer aus dem Radio genauso wieselflink spielen kann, wie er sie gehört hat. Es ist ein Kulturtransfer der einfacheren Art, von dem "Schultze gets the Blues" berichtet, und doch hat er den Zauber einer seelischen Erweckung, denn unser Held opfert der neuen Leidenschaft nicht nur seine Zeit und die Geduld seiner Freunde, sondern auch das Renommee als unverwüstlicher Polka-Spieler, das er bei den Mitgliedern des örtlichen Heimatvereins genießt, kurzum: alles, worauf sich sein Dasein in den vergangenen Jahrzehnten gegründet hat. Deshalb ist es geradezu ein Akt höherer Gerechtigkeit, daß ihm die Vereinsmeier zum Geburtstag jene Reise in die texanische Partnerstadt New Braunfels schenken, die er zu Beginn des Films so rundheraus abgelehnt hat.

Von Schultzes Reise durch Amerika erzählt Schorr in Bildern, die nicht ganz neu sind. Da sind die Bayous von Louisiana mit ihren Hausbooten und Alligatoren, die Musikkneipen, die Leute mit den Cowboyhüten und dem breiten Akzent; alles sehr schön und ein bißchen aus dem Katalog. Aber zu diesem Zeitpunkt kann der Film schon nichts mehr falsch machen, denn die Aufnahmen aus dem Mansfelder Land, mit denen er begann, haben uns längst für ihn gewonnen. Eine handgekurbelte Bahnschranke, neben der ein doppelt übermaltes Ortsschild prangt; ein Gebrauchtwagenmarkt in einer leeren Fabrik, Ruß, der auf blankgeputzte Kotflügel fällt - es sind Bilder der Ruhe, Filmstills, in denen "Schultze" am stärksten ist, kleine Epiphanien, die von den sich drehenden Flügeln des Windrads auf dem Hügel unterbrochen werden wie von einem Pausenzeichen. Wo Luther fror, findet "Schultze gets the Blues" die stille Wärme des Provinziellen.

Vor zwei Jahrzehnten, in der Agonie des Neuen Deutschen Films, gab es eine Welle von "kritischen" Heimatfilmen, die irgendwann Ende der achtziger Jahre verebbte. Damals waren die Kinobilder aus der Heimat Abschiedsgrüße, die Helden der Geschichten Verlierer und Verrückte. Heute, mit "Schultze", könnte dagegen wieder etwas anfangen, ein deutsches Heimatkino jenseits des Blues. Als der Mann mit dem Akkordeon in einem Sarg aus der Fremde wiederkehrt, läßt einer seiner Freunde auf dem Begräbnis sein Telefon klingeln. "Schultze!" ruft er in den Hörer. Es ist nur ein Witz, aber er genügt, um den Bann zu brechen. Dann machen sie sich auf den Nachhauseweg, vorbei am weißen Windrad auf der Heide.

von Andreas Kilb